

Anja Siegemund, Michael Wildt (Hg.)

Gedächtnis aus den Quellen

Zur jüdischen Geschichte Berlins
Hermann Simon zu Ehren

HENTRICH
& HENTRICH

בית הכנסת החדש ברלין - צנטרום יודאיקום
Stiftung Neue Synagoge Berlin - Centrum Judaicum



Mit freundlicher Unterstützung von

Eberhard Specht in Erinnerung an
seine Eltern Badana und Heinrich Specht

beim Berlin

Senatsverwaltung
für Kultur und Europa

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind
im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

© 2021 Hentrich & Hentrich Verlag Berlin Leipzig
Inh. Dr. Nora Pester
Haus des Buches
Gerichtsweg 28
04103 Leipzig
info@hentrichhentrich.de
<http://www.hentrichhentrich.de>

Gestaltung: Ulrike Vetter
Druck: Winterwork, Borsdorf

1. Auflage 2021
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
ISBN 978-3-95565-424-5

INHALT

| | |
|--|-----|
| Grußwort Sabine Kunst | 7 |
| Grußwort Klaus Lederer | 9 |
| Einleitung Anja Siegemund, Michael Wildt | 11 |
| Die »Sippenkartei« in der Oranienburger Straße Hermann Simon | 21 |
| Berliner Salons – ein Plädoyer zur fortgesetzten Debatte Hannah Lotte Lund | 29 |
| Über Liebe und Heirat in Berlin zwischen 1890 und 1939 Sarah Wobick-Segev | 43 |
| Der Unternehmer Paul Litwin – (k)ein Platz in der Geschichte des Weimarer Berlin? Anne-Christin Saß | 55 |
| Die Feindschaft gegen »Ostjuden« in der Berliner Polizei und das Scheunenviertelpogrom 1923 Johanna Langenbrinck | 71 |
| Im Auge des Sturms – Ambivalenzen jüdischer Migration aus Berlin und dem Reich, 1929–1938 David Jünger | 85 |
| Eine langwierige Liquidation Das Ende der Firma Isidor Dobrin's Conditorei Christoph Kreutzmüller | 101 |
| »Die Menschen wurden einfach wie Ratten erschlagen.« Die Geschichte der zweiten »Polenaktion« in Berlin Alina Bothe | 119 |
| Strukturelemente – Forschungsfragen – Quellen Die Deportation der jüdischen Bevölkerung aus Berlin 1941 bis 1945 Akim Jah | 135 |

| | |
|---|-----|
| >>Der Weg – Zeitschrift für Fragen des Judentums<< Referenzquelle für jüdisches Leben in Berlin nach der Befreiung Andreas Nachama | 151 |
| >>Liebes Berlin!<< Jüdische Berlin-Gefühle aus den Korrespondenzen von Emigranten mit ihrer Heimatstadt Joachim Schlör | 161 |
| Antisemitische Töne an der Humboldt-Universität 1969? Annette Leo | 173 |
| Um Emanzipation und Teilhabe, Berliner Judentümer und die Brücke zwischen jüdischer und nichtjüdischer Stadtgesellschaft Anja Siegemund | 187 |
| Über die Autorinnen und Autoren | 203 |
| Publikationen von Hermann Simon | 206 |
| Bildnachweis | 230 |

eines bewussten Judentums sah, war auch Berlin ein zum Teil herausragender Schauplatz.

Die Revolution 1918 und die neue deutsche Republik brachte die volle bürgerliche Gleichheit für die deutschen Juden – und zugleich sich verschärfende gesellschaftliche Differenzen. Während die Mehrheit der deutschen Jüdinnen und Juden sich ihres deutschen Patriotismus und ihrer gesellschaftlichen Stellung sicher war – schließlich konnte mit Max Liebermann ein Jude Präsident der Preußischen Akademie der Künste werden –, lebten die aus Osteuropa vor den mörderischen Pogromen nach Deutschland geflüchteten Jüdinnen und Juden oftmals in prekären Verhältnissen wie im Berliner Scheunenviertel, von Ausweisung und auch hier von Pogromen bedroht, wie die antisemitischen Gewaltaktionen dort im November 1923 zeigten. Linke Revolutionäre mit jüdischer Herkunft wie Rosa Luxemburg, Erich Mühsam und Kurt Eisner waren für die völkische Rechte Anlass, das Phantasma eines »jüdischen Bolschewismus« zu schüren. Der Mord an dem Berliner Juden Walther Rathenau machte deutlich, dass rechte Gewalttäter auch das jüdisch-patriotische Bürgertum angriffen. Jüdinnen und Juden sahen sich in dieser Atmosphäre umso mehr veranlasst, Neudefinierungen vorzunehmen, was sich auch in einer Renaissance spezifisch jüdischer Kultur in der Weimarer Republik ausdrückte. Demographisch gesehen hatte die Jüdische Gemeinde zu Berlin, die damals elf Synagogen unterhielt, Mitte der 1920er Jahre den Höchststand von etwa 173.000 Mitgliedern.

Mit dem Nationalsozialismus an der Macht wurde der Antisemitismus zur Staatshandlung. Ziel nationalsozialistischer Politik war es, Deutschland und schließlich ganz Europa »judenfrei« zu machen, was sich im Zweiten Weltkrieg zum systematischen Massenmord, dem Menschheitsverbrechen der Shoah, radikalisierte. Von den über 160.000 Juden, die in Berlin 1933 gelebt hatten, so formulierte es Hermann Simon am Schluss seines Beitrages für das von ihm mitherausgegebene Buch »Juden in Berlin«, waren bei Kriegsende 90.000 emigriert, 55.000 ermordet, 7.000 durch Selbsttötung gestorben; nur etwa 8.000 hatten überlebt.¹

Hermann Simon, wie kaum ein anderer mit der jüdischen Geschichte Berlins vertraut und verbunden, hat an der Humboldt-Universität als Student und Promovend seinen wissenschaftlichen Weg begonnen und war seit ihrer Gründung 1988 bis zum Jahr 2015 Direktor der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum. In diesen Jahrzehnten initiierte, kuratierte und leitete er eine Vielzahl von Ausstellungen zu verschiedensten Themen jüdischer Geschichte in Berlin, er veröffentlichte zahlreiche wissenschaftliche Forschungen und formte die Neue Synagoge Berlin zu

1 Simon, Hermann: »Die Zeit des Nationalsozialismus (1933–1945)«, in: Nachama, Andreas; Schoeps, Julius H.; Simon, Hermann (Hg.): Juden in Berlin, Berlin 2001, 181–220, hier 216.

einem der bedeutendsten Orte jüdischen Gedächtnisses. »Und lehrt sie: Gedächtnis!« – so lautete 1988 die erste Ausstellung zur Geschichte der Juden, an der Hermann Simon federführend beteiligt war, gleichzeitig die erste größere Ausstellung in der DDR zur Geschichte der Juden.² Gedächtnis, Erinnerung zu bewahren gehört zu den konstitutiven Elementen des Judentums, gleichzeitig war dieser Ausstellungstitel spezifisch dem Gedicht »Vermächtnis«³ von Erich Mühsam entnommen. Mühsams jüdische Aufforderung darf man als Hermann Simons eigene lesen; ihr hat er seitdem sein Forscherleben gewidmet, er hat sie in seinen Arbeiten mit steter wissenschaftlicher Neugier, Akribie und genauso viel Empathie ausgefüllt. Im Jahr 2018 wurde Hermann Simon die Ehrendoktorwürde der Freien Universität Berlin verliehen.

Anlässlich seines 70. Geburtstages im April 2019 würdigten das Institut für Geschichtswissenschaften an der Humboldt-Universität und die Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum Hermann Simons Lebensleistung auf dem Gebiet der Erforschung und Präsentation jüdischer Lebenswelten mit einer Vorlesungsreihe im Sommersemester 2019. Die Eröffnungsveranstaltung fand am 9. April 2019 im vollbesetzten Senatssaal der Humboldt-Universität statt, die Abschlussveranstaltung am 2. Juli 2019 im ebenfalls vollbesetzten Großen Saal im Centrum Judaicum.

Naturgemäß konnten wir nicht den Anspruch erheben, mittels einer Ringvorlesung in 13 Terminen die jüdische Geschichte Berlins auch nur ansatzweise im Überblick und mit all ihren zeitlichen Perioden oder gar ihrer Themenvielfalt abzudecken. Wichtig war uns, besonders auch jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler einzuladen. Betont werden soll, dass alle, die angefragt wurden, auch zusagten. Für die Publikation haben wir die Vortragenden der Ringvorlesung gebeten, jeweils (mindestens) einen Text, ein Dokument, ein Bild oder ein Objekt in den Mittelpunkt ihres Artikels zu stellen. So haben sich die Vorträge der Ringvorlesung in der Publikation zu Forschungstexten verdichtet, die besonders nah an den Quellen bleiben. Wir hoffen, damit Hermann Simons Forschungsansatz, der stets wusste, wie die großen Fragen der Makrogeschichte mit Mikrogeschichte und dem genauen Blick auf die Quellen zu verbinden seien, gerecht werden zu können. Gedächtnis, so verstehen wir Hermann Simon, erwächst unter anderem aus der präzisen – und je nach Gegenstand auch empathischen – Erforschung der Quellen. Wir hoffen, dass die in diesem Band versammelten Texte in seinem Sinne sind.

2 Vgl. Und lehrt sie: Gedächtnis! Eine Ausstellung des Ministeriums für Kultur und des Staatssekretärs für Kirchenfragen in Zusammenarbeit mit dem Verband der Jüdischen Gemeinden in der DDR zum Gedenken an den faschistischen Novemberpogrom vor fünfzig Jahren. Berlin, Ephraim-Palais. Eröffnung am 16. Oktober 1988.

3 Erstmals gedruckt 1920.

Hermann Simon schildert in »Die ›Sippenkartei‹ in der Oranienburger Straße« das archivalische Schicksal einer zentralen Quelle für die Verfolgung der deutschen Juden, die Ergänzungskarten zur Volks-, Betriebs- und Berufszählung von Mai 1939, mit denen die Daten derjenigen erhoben wurden, die im Sinne der Nürnberger Gesetze als jüdisch galten. Diese Ergänzungskarten, die Informationen zu über 277.000 jüdischen Bürgerinnen und Bürger enthielten, wurden vom Reichssippenamt verwaltet, das ab 1942 in den ehemaligen Räumen der Berliner Jüdischen Gemeinde untergebracht war. Welche Wege dieses wichtige Quellenmaterial nach 1945 bis zum Bundesarchiv nahm, zeichnet Hermann Simon in seinem Beitrag nach.

Hannah Lotte Lund widmet sich in ihrem Artikel »Berliner Salons«, die in positiver wie negativer Deutung seit Mitte des 19. Jahrhunderts als Sinnbilder der Juden- wie der Frauenemanzipation diskutiert wurden. Das berühmte Portrait der Salonière Henriette Herz als Göttin Hebe in den Mittelpunkt stellend, diskutiert sie den Kontext dieser bildlichen Mythologisierung, die Thesen als auch die Legendenbildung um die Salons – die sich so selbst nie nannten. Ihr »Plädoyer zur fortgesetzten Debatte« ist umso angebrachter, da auch noch viele Quellenschätze nicht gehoben und die Berühmtheit des Gegenstands und das überraschende Informationsdefizit auf eigentümliche Weise konträr sind.

Sarah Wobick-Segev verfolgt in »Über Liebe und Heirat in Berlin zwischen 1890 und 1939« anhand von Kontaktanzeigen die Entwicklung von der arrangierten Ehe hin zur Kameradschaftsehe und Liebesheirat, was eine Revolution soziokultureller Normen darstellte und Prozesse einer Individualisierung und Bedürfnisse nach Selbstverwirklichung reflektierte. Diese fanden innerhalb der jüdischen Gemeinschaft zeitversetzt statt, da Heirat immer dazu gedient hatte, deren Fortbestand zu sichern. Das Aufkommen neuer Räume für Freizeit und Soziales, die gerade in Berlin zahlreich vorhanden waren, schuf die Grundlage für den Wandel und untergrub die Autorität der arrangierten Ehe. Ab 1933 lassen die Kontaktanzeigen ahnen, wie sehr die Zwänge der Situation und die Hoffnung auf ein Entkommen durch Auswanderung neue Arrangements nötig machten.

Am Anfang von **Anne-Christin Saß'** Recherchen über den Unternehmer Paul Litwin standen ein paar Zeilen auf einem unscheinbaren Umschlag, die einem bisher in der Geschichtsschreibung fast völlig Unbekannten wichtige Etappen der Außen- und Wirtschaftspolitik der Weimarer Republik zuschrieben. »Der Unternehmer Paul Litwin – (k)ein Platz in der Geschichte des Weimarer Berlin?« entdeckt und analysiert Litwin als vor allem durch seine Russlandexpertise in der Politik gefragten Mittelsmann und Netzwerker, der unter anderem an der Aushandlung der Zusatzverträge zum Friedensvertrag von Brest-Litowsk und an Stresemanns Verständigungspolitik beteiligt war. Nicht die Anklage wegen Devisenvergehens an sich, sondern dessen öffentlichkeitswirksame Skandalisierung in Zusammenhang mit Litwins osteuro-

päisch-jüdischer Herkunft setzte seinem Aufstieg jähe Grenzen und offenbarte die ethnisch konnotierten und antisemitischen Exklusionsmechanismen in Weimar.

Johanna Langenbrinck zeigt in ihrem Beitrag »Die Feindschaft gegen ›Ostjuden‹ in der Berliner Polizei und das Scheunenviertelpogrom 1923«, wie das jüdische Feindbild schon in den Jahren zuvor in der Berliner Polizei vorherrschte und das Scheunenviertel kriminalisiert wurde. Den Gewalttaten im November 1923 ging ein Gewalthandeln der Polizei voraus, das, durch Presseberichte stets bekannt gemacht, gewissermaßen ein Skript für das Pogrom bildete.

David Jünger betont in seinem Artikel über die »Ambivalenzen jüdischer Migration aus Berlin und dem Reich, 1929–1938« deren zeitgenössischen Kontext und wendet sich gegen eine rückwärtsgewandte Teleologie, die Geschichte zu sehr als Vorgeschichte und die Migrationsentscheidungen deutscher Juden unter dem Blickwinkel der nachfolgenden Ereignisse sieht. Seine Analyse der Wahrnehmungen und Spielräume deutscher Juden, ihres überwiegenden Abwartens und Abwägens ergibt, dass sich für sie bis 1938 die Fragen der Migration aus NS-Deutschland nicht so sehr von Emigrationsfragen anderer Räume und Zeiten unterschieden. Nur vor diesem Hintergrund kann der Bericht des Berliner Pädagogen Heinemann Stern verstanden werden, den Jünger als zentrales Dokument wählt. Stern kehrte im Frühjahr 1938 von einer Urlaubsreise nach Palästina wieder ins nationalsozialistische Berlin zurück, ohne ein Verbleiben in Erwägung gezogen zu haben.

Christoph Kreutzmüller zeigt in seiner Fallstudie »Eine langwierige Liquidation. Das Ende der Firma Isidor Dobrin's Conditorei« die Verfolgung, aber auch deren Profiteure und die unerbittlichen Mühlen der Bürokratie. Isidor Dobrin traf mit seinen Backwaren den Geschmack der Zeit, wurde wohlhabend, gehörte zum jüdischen Berliner Honoratiorenkreis. Schon vor 1933 antisemitisch attackiert, wurde sein Unternehmen im NS-Regime ökonomisch bedrängt, im Novemberpogrom 1938 geplündert. Wie das Eigentum von Isidor Dobrin, nachdem er und seine Frau Rosalie 1942 nach Auschwitz deportiert und ermordet wurden, aufgeteilt wurde, offenbart die Beteiligung so vieler »Volksgenossen« an der Judenverfolgung.

Alina Bothe stellt in ihrem Aufsatz »›Die Menschen wurden einfach wie Ratten erschlagen.« Die Geschichte der zweiten ›Polenaktion‹ in Berlin«, die in der Geschichtsschreibung bislang kaum beachtet wurde, vor. Die erste »Polenaktion« im Oktober 1938 ist weit bekannter, bei der polnische Jüdinnen und Juden in einer konzertierten Aktion von der Polizei festgenommen, zur Grenze nach Polen deportiert und ins Nachbarland getrieben wurden, wo sie aber zunächst keine Aufnahme fanden, sondern im Niemandsland ohne jegliche Versorgung umherirrten, darunter auch die Eltern von Herschel Grynzspan, der darauf das Attentat in Paris plante, um die Welt

aufzurütteln. 1939 saßen die Menschen, wie Alina Bothe anhand von Selbstzeugnissen schildert, wegen des Kriegsbeginns in der tödlichen Falle.

Anhand der Deportationsliste des 20. Osttransports, der Berlin am 26. September 1942 mit 812 Personen verließ, wirft **Akim Jah** in »Strukturelemente – Forschungsfragen – Quellen. Die Deportation der jüdischen Bevölkerung aus Berlin 1941 bis 1945« zum einen Fragen nach dem Quellenwert dieser Listen auf und erläutert, welche weitergehenden Erkenntnisse mit einer intensiven Auswertung solcher Listen zu gewinnen sind. Andererseits werden Forschungsdesiderate offenbar, wie die unterschiedlichen Bedingungen der jüdischen Menschen in den verschiedenen Sammellagern und insbesondere die Haltung der nichtjüdischen Stadtgesellschaft zu den Deportationen, die vor ihren Augen stattfanden. Und nicht zuletzt: Wie erlebten die Überlebenden die Nachkriegsgesellschaft, die doch aus denselben Menschen bestand wie die »Volksgemeinschaft« vor 1945?

Andreas Nachama widmet sich in seinem Artikel der Zeit nach 1945 und stellt in »Der Weg – Zeitschrift für Fragen des Judentums« diese als »Referenzquelle für jüdisches Leben in Berlin nach der Befreiung« vor. Die redaktionellen Beiträge, aber vor allem auch die Klein- und Suchanzeigen dokumentieren die ersten Schritte einer Gemeinschaft, die buchstäblich nach dem Untergang funktionieren wollte – und alle Kraft einsetzte, um aufzubauen. Da stand vieles nebeneinander auf der Tagesordnung und in der Zeitung: die Rückkehr von jüdischen Migranten aus Shanghai bis hin zu den großen Themen jüdischen Widerstands und einer noch immer judenfeindlichen deutschen Gesellschaft, die Zurückweisung der (antisemitisch konnotierten) Hetze gegen die jüdischen DPs, die Würdigung der Treue der nichtjüdischen Ehepartner, die ersten Wahlen zum Gemeindeparlament, der Repräsentantenversammlung, das Bekenntnis zu Israel.

Joachim Schlör schreibt in »>Liebes Berlin!< Jüdische Berlin-Gefühle aus den Korrespondenzen von Emigranten mit ihrer Heimatstadt« über deren Zuschriften für das seit 1987 geplante und 1995 erschienene »Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus«. Die Briefe und dazugehörigen Dokumente – heute im Archiv des Centrum Judaicum aufbewahrt – erzählen von Berliner Leben, von Erinnerungen und Familiengeschichten in Beziehung zu der Stadt und von betagten Migrantinnen und Migranten, die vielfach an ihren neuen Heimatorten immer noch ein großes Stück Berlin in sich haben und nun in einen Dialog mit ihrer verlorenen Heimatstadt treten. Umso deutlicher wird, dass die gepresste Bezeichnung »ehemalige Berliner Bürger« unpassend ist und zu leichthin formuliert wird, wo Geschichten und Gefühle länger erzählt und gehört werden müssen.

Annette Leo erzählt eine persönliche Geschichte aus ihrem Studium über »Antisemitische Töne an der Humboldt-Universität 1969?«. Ein FDJ-Funktionär, der den Begriff der Bewegung gern gebrauchte und darauf aufmerk-

sam gemacht worden war, dass »Bewegung« von Victor Klemperer in seiner Sprachanalyse des »Dritten Reiches« als typisch nationalsozialistischer Terminus gekennzeichnet worden sei, entgegnete, dass Klemperer doch nur ein »Bürgerlicher« sei, der »jüdische Komplexe« hätte. Es war Hermann Simon, der diese Äußerung miterlebte und vehement dagegen protestierte. Und es ist Annette Leo heute, die in ihrem Beitrag über ihr Jüdisch-Sein und ihr politisches Engagement damals nachdenkt, über die Ambivalenzen, sich für das eine oder andere zu entscheiden.

Anja Siegemund schreibt in »Um Emanzipation und Teilhabe, Berliner Judentümer und die Brücke zwischen jüdischer und nichtjüdischer Stadtgesellschaft« über »Das Museum Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum« und seine Themen, wie sie sich aus dem Gebäude selbst ergeben. Sie analysiert die für die Geschichte der deutschen Juden verbreiteten und an jüdische Museen herangetragenen Narrative »Beitrag« und »Integration« als Fallstricke und plädiert dafür, die Neue Synagoge im Gegensatz dazu als Paradigma für den komplexen Emanzipationsprozess zu sehen. Deren Präsentation als Symbol für selbstbewusste Präsenz und das Streben nach einer (heute so erwünschten?) deutsch-jüdischen Bindestrich-Identität sollte ebenso damit konfrontieren, wie unterschiedlich Berliner Jüdinnen und Juden Jüdisch-Sein definier(t)en und leb(t)en. Zudem ist die Neue Synagoge *der* Gedächtnisort des jüdischen Berlin, mit vielen Besonderheiten: der Atmosphäre und Strahlkraft ihrer historischen Authentizität, aber auch der Gleichzeitigkeit von alt und neu, dem Mittendrin-Sein in der Gegenwart des jüdischen Berlin, die mit all ihrer Vielfalt von Identitäts-Melangen sich dafür anbietet, noch mehr Teil der Erzählung zu werden.

Dank. Herzlich bedanken wollen wir uns bei den Vortragenden, die alleamt nun zu den Autorinnen und Autoren des Bandes wurden. Genauso bedanken wir uns bei der Präsidentin der Humboldt-Universität zu Berlin, Sabine Kunst und dem Senator für Kultur und Europa, Bürgermeister Klaus Lederer für ihre Grußworte. Ebenso gilt unser Dank den Moderatorinnen und Moderatoren der einzelnen Vortragsveranstaltungen: Christina von Braun, Micha Brumlik, Peter Klein, Elke-Vera Kotowski, Gertrud Pickhan, Miriam Rürup, Chana Schütz und Stefanie Schüler-Springorum.

Die Ringvorlesung wurde gefördert von der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät, der Senatsverwaltung für Kultur und Europa, der Humboldt-Universität-Gesellschaft und dem Institut Kirche und Judentum. Die Finanzierung der Publikation wurde ermöglicht durch Eberhard Specht in Erinnerung an seine Eltern Badana und Heinrich Specht. Für die Mitarbeit an der Vorbereitung des Manuskripts danken wir Maria Neuser, Pauline Michel und Weicheng Huang sowie dem Team der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum; außerdem bedanken wir uns bei Nora Pester und dem Hentrich & Hentrich Verlag für die gute Kooperation. Wir danken dem Staatssekretär für Europa, Gerry Woop, der bei der Abschluss-

veranstaltung der Ringvorlesung am 2. Juli 2019 ein Grußwort sprach, sowie Marion Brasch, Irit Dekel, Atina Grossmann und Dani Kranz, den Teilnehmerinnen der Podiumsdiskussion am selben Abend.

Vor allem haben wir Hermann Simon zu danken, der an jeder Vorlesung teilnahm und mit anregenden Fragen die Diskussion belebte. Nur mit ihm erhalten die Ringvorlesung und dieser Band Geist und Sinn.

Anja Siegemund und Michael Wildt